

HELENE SOMMERFELD

TÖCHTER DIE ÄRZTIN DER

Zeit der Hoffnung

Roman

dtv

»Was soll bloß aus mir werden«, flüsterte sie,
als spreche sie zu sich selber ...
»Eine unglückliche Frau, der es gut geht«,
sagte er viel zu laut.
»Überrascht dich das?
Kamst du nicht deswegen nach Berlin?
Hier wird einem nichts geschenkt, hier wird getauscht.
Wer haben will, muss hingeben, was ist.«

aus: *Der Gang vor die Hunde*
von Erich Kästner (1899–1974)

LOS ANGELES 1930



DIE WICHTIGSTEN PERSONEN

RICARDA THOMASIUS »Rica« * 1863, Ärztin

HENRIETTE VANDENBERG »Henny« * 1890, ihre älteste Tochter

ANTONIA THOMASIUS »Toni« * 1900, ihre jüngste Tochter

SIEGFRIED THOMASIUS * 1860, Ricardas Mann

VICTOR VANDENBERG * 1892, Hennys Mann

VICTORIA VANDENBERG »Vicky« * 1918, Hennys und Victors Tochter

LEONHARD VANDENBERG »Leo« * 1929, Hennys und Victors Sohn

ROSAMUNDE VON FREYSTETTEN »Rosel« * 1865, Ricardas Schwester

KARLA PETERSEN * 1842, Ricardas und Rosels Mutter

FRIEDEMANN VON FREYSTETTEN * 1864, Rosels Mann

FRIEDA VON FREYSTETTEN * 1907, Friedemanns und Rosels Tochter

FRANZ VON FREYSTETTEN * 1889, Friedemanns und Rosels Ältester

GRIT VON FREYSTETTEN * 1898, Franz' Ehefrau

FLORENTINE VON FREYSTETTEN * 1862, Victors Mutter

GEORG KÖGLER * 1895, Ricardas Sohn

SOPHIE * 1892, seine Frau

BERTHOLD * 1916, RICHARD * 1921, die gemeinsamen Söhne

CELIA FAHRLAND * 1898, Freundin von Toni

GUNTRAM HARRICH * 1901, Arzt

ADAM JACOB MILLS * 1900, Student der Germanistik
JONATHAN LANDSMANN * 1895, Architekt
JOSEFINE DALDRUPP * 1896, Sprechstundenhilfe
KURT VOLLMER * 1887, Freund von Victor
MARLENE DIETRICH * 1901, Schauspielerin
VICKI BAUM * 1888, Schriftstellerin
DORIS KAUFMANN * 1901, Schauspielerin
ERNST WAGNER * 1878, Kriminalrat

HEIMKEHR

— ♦ —

September 1929

So oft hatte Antonia sich diesen Augenblick vorgestellt: Der Zug fährt in den Lehrter Bahnhof ein, sie sieht vom Abteilstfenster aus auf den Bahnsteig hinab, wo sich die Menschen drängen. An dieser Stelle hatte sie sich immer gefragt: Würde Guntram dort sein? Mit einem Strauß Rosen. Egal, welche Farbe sie hätten. Schon eine einzige wäre schön. Ihre Vorstellungskraft hatte stets nur bis zu diesem Augenblick gereicht. Und dann? Würde ihr Herz vor Freude springen? Was würde sie tun? Guntram umarmen, gar küssen?

Nun war dieser Moment da, in dem der Zug in den Lehrter Bahnhof einfuhr.

Woran sie nicht gedacht hatte, waren die dicken weißen Wolken aus Dampf, die sich bildeten, wenn die Lok hielt; sie verstellten ihren Blick. Als der Qualm verflog, suchten ihre Augen den Bahnsteig ab. Die ersten Paare hatten sich gefunden und fielen sich in die Arme. Aber es war niemand da, der sie erwartete. Auch kein Guntram. Natürlich nicht. Wie denn auch? Sie hatte von einer Ankunft geträumt, die es nicht geben konnte, weil niemand wusste, dass sie ausgerechnet an diesem vorletzten Samstag im September in Berlin eintreffen würde.

Mit demselben, nunmehr reichlich ramponierten Koffer in der einen Hand, der verkratzten Arzttasche in der ande-

ren, den Rucksack aus verdrecktem Leinen auf dem Rücken und in denselben Kleidern, mit denen sie im Winter 1927 aufgebrochen war, betrat Antonia den Vorplatz des Lehrter Bahnhofs. Es war früher Morgen, die ganze Nacht war sie unterwegs gewesen. Nicht nur diese Nacht, auch die Tage und Nächte der letzten Wochen. Mit dem Flugzeug, dem Schiff, der Bahn. Es war nicht nur eine Reise vom Osten Afrikas hierher nach Berlin gewesen, sondern der lange Abschied von einer unerfüllt gebliebenen Sehnsucht, und das noch schwerere Vergessen einer unerfüllt gebliebenen Liebe.

Ihr war, als wäre sie in ihrem Körper nicht zuhause. Eine große Abgeschlagenheit, ein Gefühl von Kälte, als ständen die Türen offen wie bei einem Durchzug. Sie fror, obwohl es in Berlin nicht kalt war. Das große Thermometer am Bahnhof zeigte immerhin fünfzehn Grad.

Jemand rempelte sie an, sie tat ein paar Schritte zur Seite, kam einem anderen, der in seinen Tag hineinhetzte, in den Weg, und prallte gegen eine Frau, die aus ihrem Bauchladen heraus Butterstullen verkaufte.

»Kannste nich kieken! Mach die Oogen uff!«

Der Umgangston ihrer Stadt.

»'tschuldigung«, brummelte Antonia und erinnerte sich zu spät daran, dass man sich in Berlin nie entschuldigte; man blaffte bestenfalls zurück.

Den kurzen Weg entlang der Spree war sie hunderte, tausende Male gegangen. Der Fluss beschrieb einen Bogen rund wie ein Hufeisen. Rechter Hand ging der Blick zum Platz der Republik, wo die goldene Statue der Viktoria über den herbstlich bunten Bäumen des Tiergartens glänzte, und dann erreichte Antonia auch bereits die Südspitze des Charité-Geländes. Sie wandte sich nach links und bog in die Luisenstraße ein.

Die aus dunklem Backstein erbauten Gebäude zogen sich entlang der schmalen Straße. Sie strahlten Ernsthaftigkeit aus, Strenge, Disziplin, jene Werte, die aus einem Krankenhaus den Hort weltweit geschätzten medizinischen Wissens geformt hatten. Dort hatte ihre Mutter Antonias Zukunft gesehen, und genau davor war sie davongelaufen. In der langen Zeit, in der sie fort gewesen war, hatte sie gelegentlich gegrübelt über ihren Entschluss. War es richtig gewesen oder falsch, wie fast die ganze Familie gemeint hatte. Sie hatte lange mit der Antwort gerungen. Nun würde sie sie schon sehr bald bekommen. Ein wenig fürchtete sie sich davor.

Gegenüber der Charité befand sich das Mietshaus, in dem die Familie wohnte und auch sie selbst. Immer noch, beziehungsweise: wieder. Obwohl sie in diesem Jahr neunundzwanzig geworden war.

Sie drückte die Türglocke neben dem Namensschild »Thomasius«.

Es war kurz vor acht. Die Gewohnheiten der Eltern waren ihr nach wie vor vertraut. Acht Uhr fünfzehn: Die Mutter bräche zu ihrer Praxis am Savignyplatz auf, wo sie um neun die ersten Patientinnen empfing. Acht Uhr fünf und vierzig: Der Vater ginge zum Invalidenhaus in der Scharnhorststraße, um dort eine Viertelstunde später ehrenamtlich Soldaten zu betreuen, die im Krieg Traumata erlitten hatten.

Aber auch nach dem dritten Läuten öffnete niemand. Sollten sich die Tagesabläufe der Eltern geändert haben? Reichten knappe zwei Jahre für etwas, das im Jahrzehnt davor nahezu unverändert geblieben war?

Die Hauswartsfrau öffnete ihr. »Toni! Biste wieder da! Komm rein. Wo der Schlüssel ist, weißte ja.«

Sie hatte Antonia schon als Kind gekannt und klang, als

wäre Antonia kurz einkaufen und nicht auf der anderen Seite der Welt gewesen. Wie lang die Reise dorthin dauerte, konnte sich schließlich niemand vorstellen, der es nicht erlebt hatte.

»Herr und Frau Doktor sind in Freystetten«, rief die Hauswirtsfrau ihr nach, als Antonia schon in den ersten Stock hinaufging.

Der Schlüssel lag unter dem Fußabtreter, wie immer. Alles war still, und es roch ein wenig nach Staub und damit nach Stillstand, nur das Pendel der alten Stehuhr im Wohnzimmer kündete vom Vergehen der Zeit. Auf dem Küchentisch eine kleine Schachtel edler Pralinen und ein Brief mit der Handschrift der Mutter.

Liebe Toni, willkommen zuhause! Verzeih, dass wir nicht hier auf dich gewartet haben, aber wir mussten überstürzt aufbrechen. Ich erkläre dir alles, sobald du bei uns in Freystetten bist. In deinem Schrank hängt ein Kleid, das ich nach deinen Maßen habe schneiden lassen, damit du bei Hennys Hochzeit passend gekleidet bist. Ich hoffe, du bist mit meiner Wahl einverstanden. Komm, so rasch du kannst.

In Liebe, Mutter

P.S.: Celia Fahrland erwartet deinen Anruf.

Antonia heizte den Ofen im Badezimmer ein, ließ Wasser in die Wanne, legte sich hinein. Das Frösteln ließ dennoch nicht nach. Im Brotkasten fand sie einige Scheiben, in der Speisekammer war frisches Schweineschmalz mit Grieben und Apfel. Sie zog das Kleid über und besah sich im Spiegel. Der sonnengelbe Stoff wirkte so heiter, wie es sich für eine Hochzeit gehörte, und passte gut zu ihren dunklen Locken, die bis auf die Schultern fielen. Doch es war zu weit; sie hatte mehrere Kilo abgenommen.

Noch immer fror sie, zog zwei dicke Pullover überein-

ander und eine Strumpfhose unter. Sie hatte das Gefühl, ernsthaft krank zu werden, und beschloss, es zu ignorieren. Sie hatte keine Zeit dafür, schwach zu sein.

Sie ging zum Telefon, ließ sich mit Celias Anschluss in Schöneberg verbinden und sagte: »Hier ist Toni. Ich bin zurück.«

FRAU GRÄFIN

— ♦ —

September 1929

Das von Gelb in Braun verfärbte Laub säumte die schmale Straße. Die sich über die sanften Erhebungen dehnenden Felder waren gepflügt, satt von Feuchtigkeit schimmerte die Erde. Antonia streckte den Kopf aus dem geöffneten Autofenster und atmete tief ein. So roch, was ihre wahre Heimat war, so intensiv, so würzig, so kräftig. Das hatte sie ganz vergessen.

Über ihr rauschten die Kronen der Allee-bäume hinweg, ein bunter Teppich, gewebt aus den Farben des Herbstes und dem intensiven Blau des Himmels. Hier im Osten von Brandenburg lagen Weite und Nähe so eng beieinander. In Afrika, das mehr noch in Antonias Herzen als in ihrem Kopf weiterlebte, hatte es nur die Weite gegeben. Und nichts, das der Seele Halt bot.

»Wie fühlt es sich an, wieder zuhause zu sein?«

Celia, ihre beste Freundin, hielt das große Lenkrad ihres Wagens lässig in den Händen. Ihr Lächeln verriet, dass sie die Antwort in Antonias Gesicht lesen konnte.

Sie beide waren durch und durch Berlinerinnen. Doch im Gegensatz zu Celia hatte Antonia schon einen Großteil ihrer Jugend hier draußen verbracht.

»Ich habe das alles vermisst. Aber ...« Antonia zögerte.
»Ich weiß nicht, ob ich dem gewachsen bin. Was mich erwartet.«

»Kein Wunder! Deine ganze große Familie auf einmal!« Celia lächelte mitfühlend. »Aber eine Nacht zum Eingewöhnen hast du ja noch.«

»Sie werden mich mit ihren Fragen überschütten!«

»So wie ich!«

»Bei dir ist das etwas anderes. Ich kann dir nicht genug danken, dass du mir sogar ein Flugzeug nach Afrika geschickt hast.«

»Kein Wort mehr dazu, Toni! Ich hätte dich gern mit meinem eigenen Flugzeug abgeholt, aber das war unmöglich.«

Die Freundin besaß als eine von wenigen Frauen eine Fluglizenz und sogar eine eigene Maschine. Am liebsten hätte sie Antonia sogar begleitet, als die zu ihrem großen Abenteuer aufgebrochen war. So hatte Antonia ihr nur stundenlang erzählt, von der Endlosigkeit der unvergleichlich schönen Landschaft, der Einsamkeit in der Savanne, aber auch der Konfrontation mit dem Tod. So viel war geschehen, dass sie Zeit brauchen würde, um sich wieder einzufinden in der Welt, die sie verlassen hatte. Doch auch zuhause hatte sich offenbar viel verändert.

»Wie heißt eigentlich Hennys und Victors Kind?«, fragte Antonia mit etwas gequältem Lächeln. »Ist es ein Junge oder ein Mädchen?«

»Ein Junge, aber die beiden wollen seinen Namen erst bei der Taufe preisgeben. Du wirst eine der Patinnen. Aber das weißt du schon?«

»Das hat Henny mir bereits geschrieben. Was danach geschah ... keine Ahnung.« Antonia seufzte schwer.

Celia legte kurz ihre Hand auf Antonias Unterarm. »Das ist nur eine von vielen Überraschungen, die dich erwarten. Dein Cousin Franz hat auch geheiratet.«

»Wie bitte!« Antonia brach in Lachen aus. »Welche Frau nimmt den denn? Der hat doch nur sein Militär im Kopf.«

Celia grinste wissend. »Soweit ich Henny verstanden habe, hat er seine Haltung diesbezüglich nicht geändert. Man hat ihm eine Gattin ausgesucht. Dass deine Kusine Frieda Zwillinge erwartet, weißt du aber schon?«

»Frieda wird Mutter? Und wer ist ihr Ehemann?«

»Den gibt's nicht!«

»Uneheliche Grafenkinder? Unvorstellbar!«

Celia lächelte wissend. »Du warst einundzwanzig Monate fort. Eine lange Zeit, in der nicht nur viele Kinder entstanden sind.«

Endlich tauchte Schloss Freystetten auf, der elegante Bau mit den beiden Seitenflügeln, seinen Türmchen und der weiten Auffahrt.

Von irgendwo erklang Klavierspiel, brach ab, setzte von vorn an, als probte jemand ein neues Stück ein. In gewisser Weise passte das zu diesem unwirklich erscheinenden Moment. Es lag etwas Unfertiges in der Luft, eine sich anbahnende Veränderung. Erstaunlicherweise war das ein gutes Gefühl. Das Schloss repräsentierte die alten Werte, die Tradition, die Behaglichkeit, aber die Grafenfamilie hatte sich auch immer wieder neu erfunden. In gewisser Weise stand Antonia dasselbe bevor. Gleichzeitig spürte sie, dass das unangenehme Gefühl von Kälte verschwunden war, durch das sie sich elend gefühlt hatte. Freystetten hatte ihr gefehlt, das war wohl der Grund gewesen.

»Du lächelst so versonnen«, stellte Celia fest und begann, das Gepäck aus dem Auto zu holen. »Ich geb 'nen Groschen für deine Gedanken.«

Von dem neben dem Schloss gelegenen Gärtnerhaus näherte sich schnellen Schrittes eine elegant gekleidete Dame, die einen hochbeinigen Kinderwagen schob. Antonia stutzte, weil sie nicht gleich erkannte, um wen es sich bei der jungen Mutter handelte. Dann stürmte sie ihr entgegen.

Als Antonia auf Henny zueilte, dabei vergaß, ihren Strohhut mit einer Hand festzuhalten, sodass er fortsegelte wie eine tollkühne, längst überholte Idee, dachte Henny: Du bist ja doch noch meine kleine Schwester geblieben! Aber dann, als die zehn Jahre jüngere näherkam, fiel ihr die Veränderung auf. Das war nicht mehr die *Kleine*, als die Toni aufgebrochen war. Stattdessen war sie heimgekehrt als eine andere.

Als wer?

Konnten sie beide ansetzen, wo sie zuletzt aufgehört hatten? So viel war geschehen. So heftig wie selten zuvor hatte Henny in den letzten Monaten gespürt, wie viel ihr Toni bedeutete. Dass sie sich kein Leben ohne ihre Schwester vorstellen konnte. Henny schossen Tränen in die Augen.

»Oh Gott, ich bin so froh, dich gesund zu sehen!«

»Unkraut vergeht nicht!« Antonia gab sich burschikos wie früher. »Weißt du doch.«

Die Schwestern hielten sich im Arm, keine entweihte den kostbaren Augenblick durch ein weiteres Wort.

»Du siehst wie eine echte Abenteurerin aus«, sagte Henny.

Das Gesicht ihrer Schwester war stark gebräunt, wobei die Augenpartie etwas blasser war. Es war der Teint einer Weltreisenden, die im Cockpit der Sonne ausgeliefert und nur durch die große Fliegerbrille geschützt gewesen war. Ihre vollen braunen Locken waren wilder denn je und heller. Eine eigenwillige Persönlichkeit und eine schöne Frau war sie. Aber wie sah es hinter der Fassade aus?

»Hast du alles gut überstanden, Toni?«

»Ja. Jetzt geht's mir wieder gut.«

»Ich hatte Angst um dich.« Henny hatte sich vorgenommen, das nicht so direkt auszusprechen, denn es klang nach großer Schwester. Nach: Ich hab doch vorher gewusst, wie

gefährlich alles werden würde. Obendrein war es eine Untertreibung. Die ganze Familie hatte um Tonis Leben gebangt.

»Ist ja alles gut gegangen.« Antonia bemühte sich offensichtlich ein wenig zu sehr darum, ihre Abenteuer herunterzuspielen.

»Es hieß, ihr wärt mit dem Flugzeug abgestürzt, Ben und du?« Henny befürchtete, dass es Toni schwerfallen könnte, diese Frage zu beantworten. Dennoch musste sie gestellt werden; niemand hatte bislang erfahren, was Toni wirklich zugestoßen war.

»Nicht abgestürzt«, korrigierte Antonia. »Ben hat in der Savanne eine Bruchlandung gemacht, als der Motor keinen Treibstoff bekam.«

»Und dann?«, fragte Henny atemlos.

»Wir wurden aus dem Flugzeug geschleudert.« Sie stockte kurz. »Aber ich hatte einen Schutzengel.«

Tonis Augen glänzten feucht.

Henny drückte ihre Schwester sanft an sich. »Es tut mir leid wegen Ben. Du hast ihn bestimmt sehr gern gehabt.«

Antonias Gesichtsausdruck veränderte sich. Es schien Henny, als blickte sie ins Nichts.

»Ich hatte viel Zeit, um über Ben nachzudenken. Und über mich. Darüber, was das eigentlich ist – Liebe.«

Es war offenkundig, dass Toni zu viel erlebt hatte, um darüber unbefangen zu sprechen. Man würde später Zeit genug haben, um zu reden.

Antonia linste in den Kinderwagen; es war ein willkommener Anlass, ihre Wunden nicht zu zeigen.

»Meine Güte, der ist ja süß!«

Hennys Kind war aufgewacht, blinzelte verschlafen, um den kleinen Mund zu einem Gähnen zu öffnen.

»Das macht er seit seiner ersten Lebensstunde so«, er-

zählte Henny. »Als wollte er etwas sagen, wozu ihm noch die Worte fehlen. Victor meint, in Wahrheit ist es ein lautloses Brüllen. Weil sein Sternzeichen der Löwe ist. Sein Geburtstag ist am 22. August.«

»Dann ist er jetzt fünf Wochen alt.« Antonia seufzte.
»Ich hätte dir so gern beigestanden.«

Henny schluckte die Erwiderung runter. Während ihrer Schwangerschaft hatte sie Toni nicht vermisst; zumindest in der Anfangszeit, als noch niemand von dem Drama wusste, das sich in Afrika abspielte. In diesen Monaten hatte Hennys Leben eine neue Wendung genommen, und dazu hatte sie nur Victor gebraucht. Ihn hatte sie wiederentdecken wollen und damit auch die Frau, die sie gewesen war. Jemand, der das Leben genießen und es nicht nur verwalten konnte. Toni hätte dabei womöglich sogar gestört, aber das hätte sie ihr nie gestanden. Nun war es gut, dass sie zurück war. Als sie ihr nach einer gefühlten Ewigkeit wieder nah war, spürte sie die Hoffnung, es würde ein Neuanfang für sie beide sein.

»Magst du Leo auf den Arm nehmen?«, fragte Henny.

»Darf ich denn?«

»Natürlich! Du wirst seine Patin!«

Behutsam holte sie ihren Neffen aus dem Wagen. »Leo. Du hast aber einen klangvollen Namen bekommen.«

»Eigentlich wird er Leonhard heißen.«

»Guten Tag, kleiner Ritter Löwenherz! Ich bin Toni, deine Tante.«

Toni hielt den Säugling mit der gelassenen Sicherheit einer Ärztin. Sie schäkerte auch nicht mit ihm, sondern bot ihm ihren kleinen Finger, den er mit angeborenem Reflex umklammerte.

»Celia sagte, ihr wollt Leos Namen bis zur Taufe geheim halten. Warum?«

»Ich wollte abwarten, bis du zurück bist«, erwiderte Henny.

Dass es etwas mit der Angst zu tun hatte, ihre Schwester nie wiederzusehen, das verschwieg sie. Wenn etwas schiefgegangen wäre, hätte Leo einen anderen Namen bekommen, das hatte sie sich fest vorgenommen. Dann hätte sie ihn Anton, die männliche Form von Antonia, genannt. Nun, da sie ihren kleinen Sohn auf dem Arm ihrer heimgekehrten Schwester sah, bemerkte Henny etwas an sich, das sie lange nicht gekonnt hatte: Sie holte tief Luft und atmete aus. Es war wie eine Befreiung. Die große Sorge um Toni hatte zentnerschwer auf ihr gelastet.

Damals, als Toni ihr Vorhaben offenbart hatte, ihr praktisches Jahr als Ärztin in Afrika zu absolvieren, weil sie in Daressalam zur Welt gekommen war, hatte Henny sie gewarnt: Du begibst dich in zu große Gefahr. Ihre Unkenrufe wurden wahr. Aber nie mehr, niemals – das schwor sich Henny nun – würde sie ein einziges Wort darüber verlieren, dass sie recht gehabt hatte.

Mit zwei kurzen Fanfarenstößen aus der Hupe fuhr ein weißes Cabriolet heran, umrundete Celas Wagen und stoppte direkt vor dem Schloss. Aus dem Eingang eilte ein Diener und öffnete die Fahrertür. Henny konnte sich nicht erinnern, dass es so etwas hier früher gegeben hatte.

Die schlanke, ganz in Weiß gekleidete Dame entstieg dem Wagen mit vollendeter Grazie und blickte Henny mit einem Siegerlächeln an. Henny war gerade im Begriff, ihren kleinen Sohn wieder in den Kinderwagen zu legen. Dieser Blick fühlte sich nicht gut an. Er gab Henny das Gefühl, den Steigbügel gehalten zu haben, während die Dame auf das teure Ross gestiegen war. Das Dumme daran war nur, dass Henny genau das getan hatte. Hatte sie einen Fehler gemacht, sich darauf einzulassen?

»Welch ein extravaganter Auftritt!«, stellte Antonia fest.
»Ist die Dame einer eurer Hochzeitsgäste?«

Die Vermutung lag nah, denn Victor, der Mann, den Henny morgen heiraten wollte, kannte berühmte Menschen.

Bevor Henny den Irrtum richtigstellen konnte, ertönte ein Schrei.

Antonia blickte Henny verwundert an. »Hast du das gehört? Ruft da jemand um Hilfe?«

Jede werdende Mutter ging mit der letzten, der alles entscheidenden Phase der Schwangerschaft anders um. Und Ricarda hatte selten erlebt, dass sie sich darin geirrt hatte, auf welche Weise sich ihre jeweilige Patientin dieser extremen Herausforderung stellen würde. Die Stunden und Tage, in denen eine Frau Leben schenkte, glichen einer Krise, in der sich die versteckten Seiten der Persönlichkeit enthüllten. Die Burschikosen offenbarten ihre Verletzlichkeit, die Schüchternen gingen aus sich heraus. Folglich hatte Ricarda nicht erwartet, dass ihre Nichte die Geburt so angehen würde, wie die gesamte Schwangerschaft – mit Abgebrühtheit. Mit dieser Haltung, die Ricarda so gar nicht nachvollziehen konnte: Jetzt krieg ich halt die Kinder, und dann mache ich, was ich am liebsten tue: Es mir gut gehen lassen.

Bei Frieda kam seit einigen Stunden jener Mensch voller Ängste zum Vorschein, den sie niemandem hatte zeigen wollen. Von denen Ricarda jedoch wusste. Vielleicht besser als ihre zweiundzwanzig Jahre alte Nichte selbst. Sie sehnte sich gerade jetzt nach Fürsorge, Verständnis und Liebe. Auch davon kündete der unmenschlich laute Schmerzensschrei, den Frieda in diesem Augenblick von sich gab.

»Verdammt! Warum muss das so wehtun!«

»Ruhig atmen, Frieda, bleib ruhig.«

»Du hast gut reden!«

Ich habe das dreimal durchgemacht, dachte Ricarda, aber sie legte nur beruhigend ihre Hände auf den Bauch ihrer Nichte.

»Ich brauche Luft, Tante Rica. Bitte mach das Fenster auf.«

Ricarda öffnete beide Flügel. Was für ein wunderbarer Herbsttag, dieses viele goldene Laub, von der tiefstehenden Sonne beleuchtet. Der weite Blick in den Park, der Ricarda nie gleichgültig ließ, war hier doch so viel geschehen, das sie geprägt hatte.

Bevor ihre Gedanken abschweiften, wurde sie vom lauten Hupen eines Autos in die Wirklichkeit zurückgeholt.

War das etwa Antonia? War sie angekommen?

Ricarda streckte den Kopf weit heraus. Es war zwar nur jene Dame, die sich seit ein paar Wochen Gräfin Freystetten nennen durfte, die aus dem Auto stieg. Tatsächlich war da unten aber auch Toni. Sie war offenbar bereits zuvor eingetroffen! Hier an Friedas Bett hatte Ricarda davon nichts mitbekommen, obwohl sie sich doch so darauf freute, ihre Jüngste nach langer Zeit in die Arme zu schließen.

Antonia hielt ihren kleinen Neffen schon auf dem Arm. Was für ein wundervoller Anblick, die beiden Töchter wieder vereint! Und Henny würde ihrer jüngeren Schwester morgen einen wunderbaren Vertrauensbeweis entgegenbringen. Sie, die bislang bezweifelt hatte, dass Toni die nötige innere Reife hätte.

»Toni ist gekommen, ich begrüße sie rasch!« Ricarda trat vom Fenster zurück und versicherte Frieda, gleich wieder bei ihr zu sein.

Aber ihre Nichte schrie erneut auf und atmete wieder

viel zu schnell. »Frauen können sterben bei der Geburt. Das weiß ich«, stieß sie hervor.

»Du stirbst nicht. Du darfst dich nur nicht so vollkommen unnötig aufregen«, besänftigte Ricarda.

Mit einem Ruck wurde die Tür aufgerissen. Atemlos stürzte Rosel herein. »Um Himmels Willen! Rica, mach das Fenster zu! Man hört Friedas Schreie überall.«

Sie wartete Ricardas Reaktion nicht ab, sondern verriegelte die Flügel selbst. Die bodenlangen Gardinen zog sie obendrein zu, obwohl es kein Gegenüber gab.

»Mutter, bitte, ich ersticke«, sagte Frieda angestrengt. »Mach wieder auf.«

»Kommt gar nicht infrage. Das Zimmer ist groß genug, du bekommst genug Luft«, widersprach Rosel.

»Es sind noch keine Gäste da«, wandte Ricarda ein. »Die frische Luft tut Frieda gut.«

»Und was uns guttut, danach fragt wohl niemand«, erwiderte Rosel schroff.

Was vollkommen abwegig war, denn Frieda sollte ihre Zwillinge nur deshalb im Schloss zur Welt bringen, weil ihre Mutter das so gewollt hatte. Als betreuende Ärztin hätte Ricarda es für verantwortungsvoller gehalten, die Zwillinge würden in einem der Berliner Krankenhäuser geboren. Allerdings sah sie ein, dass es so viel einfacher war, die Herkunft der Kinder zu verschleiern. Und sie war bestens vorbereitet; Friedas Zimmer glich einer improvisierten Entbindungsstation. Mit einer Einschränkung: Rosel hatte jederzeit Zugang, was alles verkomplizierte.

»Schön, dass du nun da bist«, sagte Ricarda und legte den Arm begütigend um die Schulter ihrer knapp zwei Jahre jüngeren Schwester. »Dann bleibst du jetzt bei Frieda, und ich gehe hinunter zu Toni, um sie zu begrüßen.«

»Nein, Rica, das kann ich nicht. Du bist die Ärztin.«

»Ich komme gleich zurück. Gib Frieda Wasser, halte ihre Hand.«

Ricarda fing Friedas Blick auf, der sie anflehte zu bleiben.

In der Einfahrt vor dem Schloss sagte Henny: »Toni, darf ich dir Grit vorstellen, die Gattin von Franz.«

Die neue Gräfin Freystetten bevorzugte offensichtlich einen extravaganten Kleidungsstil. Sie trug einen weißen Herrenhut, einen Borsalino, der einen geheimnisvollen Schatten auf die Augenpartie warf. Ihre Lippen waren grellrot geschminkt, und sie benutzte viel Make-up. Antonia gefielen ihr weißer, mit großen Karos auffällig verzierter Wollmantel und ihr weit geschnittener Herrenanzug. Das alles war allerdings völlig unpassend für das Landgut, das Schloss Freystetten im Grunde war. Es mochte Absicht sein, genau das zum Ausdruck zu bringen, weshalb auch immer. Antonia schätzte die extravagante Person auf höchstens Mitte dreißig. Sie war zwar nicht hübsch, aber durchaus apart, und hätte bestens in eine der schicken Bars in Schöneberg gepasst, von denen einige einen zweifelhaften Ruf genossen.

»Grit, das ist meine Schwester Antonia. Sie ist geradewegs aus Afrika eingetroffen.«

Die Vorstellung hätte in umgekehrter Reihenfolge erfolgen müssen. Antonia faszinierte, mit welcher Lässigkeit Henny die neue Gräfin damit auf Augenhöhe holte.

Ob die Dame auf diese Weise mit sich umspringen ließ, war eine andere Sache. Sie musterte Antonia mit hochgezogenen Augenbrauen und stellte fest: »Ach, die so lange verschollene kleine Schwester. Mir scheint, Sie sollten Ihr Make-up einer kleinen Prüfung unterziehen.«

»Mein Make-up wurde durch die Sonneneinstrahlung im Flugzeug beeinflusst, Durchlaucht.«

»Dann wäre diese Art des Reisens für mich wohl eher ungeeignet.« Die Gräfin lachte.

Zwei Hausangestellte räumten Gepäck aus dem Auto der neuen Gräfin, die sich an einen der Bediensteten wandte: »Man hat doch hoffentlich den Kamin in meinen Zimmern eingeheizt?«

»Selbstverständlich, Durchlaucht.«

»Man möge mir bitte ein heißes Bad bereiten.«

»Selbstverständlich, Durchlaucht.«

Mit schnellen, energischen Schritten strebte sie ins Schloss. »Das ist die Ehefrau von Franz? Konnte er denn niemand Passenderes finden?«

»Franz hat sie nicht ausgesucht. Sondern Frieda und ich haben das für ihn übernommen.«

Eine arrangierte Ehe war durchaus nach wie vor in besseren Kreisen üblich, und dazu zählte ein Graf Freystetten durchaus.

»Was hast du damit zu tun?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Auf diese Dame wäre meine Wahl kaum gefallen, dachte Antonia, schwieg aber lieber. Da sie über sich selbst herausgefunden hatte, dass sie von der Liebe nichts verstand, wäre sie wohl eine noch schlechtere Ehestifterin gewesen.

Die Eingangshalle schmückten bereits große Sträusse aus Sonnenblumen und einige Palmen in schweren Kübeln. Denn die Hochzeitsfeier würde im Gartensaal des Schlosses stattfinden. Von der Treppe in die im ersten Stock gelegenen Privatgemächer kamen schnellen Schritts Hennys und Tonis Mutter herunter.

»Toni, endlich! Da bist du!«

Antonia sah Ricarda sofort an, dass sie nicht irgendwo in

den unzähligen Zimmern dieses Anwesens tatenlos herum-
geessen hatte. Wie so oft umgab sie jene besondere Aura
nie ruhender Geschäftigkeit, die Antonia an ihr gleicher-
maßen schätzte wie fürchtete. Denn ihre Mutter war nie in
erster Linie Mutter gewesen, sondern Medizinerin. Das
Muttersein war eher so etwas wie eine Beigabe, weil ihr das
Pflegende und Heilende im Blut lag. Oft hatte Antonia des-
halb das Gefühl gehabt, ein Kind zu sein, das betreut wer-
den musste. Nach all dem, was hinter ihr lag, hatte sie nicht
den Wunsch, dass es so bliebe.

Sie sah jedoch noch etwas anderes: Ihre Mutter wirkte
müde. Ricarda schien während Tonis Abwesenheit stärker
gealtert zu sein, als es Antonia innerhalb dieser Zeit für
möglich gehalten hätte. Ihr schönes volles Haar war schnee-
weiß geworden, sie trug es zum Knoten gebunden im Na-
cken. Und das ließ Toni sich schuldig fühlen, brachte sie
es doch mit ihrer Reise in Zusammenhang, die viel länger
als geplant gedauert hatte. Sie wünschte sich zwar, selbst-
ständig leben zu dürfen. Gleichzeitig war sie die jüngste
Tochter und damit jene, an der die Mutter mit besonderer
Liebe hing; sie war die Letzte, die das Haus verlassen
würde. Genau daran erinnerte sie der Blick ihrer Mutter:
eine Mischung aus Sorge um und Stolz auf sie.

Zwar hatte Ricarda längst nicht so stark wie Henny auf
Antonia eingewirkt, auf Afrika zu verzichten. Aber letzt-
lich hatte sie deutlich gemacht, dass Antonia stattdessen
unverzüglich eine Laufbahn als Ärztin an der Charité an-
streben sollte. Es war der von der Mutter vorgezeichnete
Weg einer Pionierin weiblicher Selbstbehauptung in einer
Männerdomäne. Nun war Antonia zurück, und die Frage
würde neu gestellt werden: Was soll aus dir werden?

Nicht heute, aber demnächst würde die Mutter das the-
matisieren.

»Ich habe euch Sorge bereitet«, sagte Antonia und schloss sie in die Arme. »Es tut mir leid.«

»Aber nein, das muss es nicht, Toni. Was haben du und Henny um uns gebangt, damals, als wir in China in diesen schrecklichen Krieg geraten waren. Ich bin so froh, dich gesund hier zu haben.«

Das war eine der Stärken ihrer Mutter: Sie konnte sich in Toni hineinversetzen. Vor allem freute es sie, dass Ricarda die Parallele zum eigenen Leben zog, denn Toni wusste, was Verlustangst war. Als Backfisch hatte sie über Wochen in diesem Schloss darauf gewartet, dass die Eltern heimkehrten.

Solange sie sich erinnern konnte, roch ihre Mutter selten nach einem Damenparfüm. Jetzt war es eindeutig *Lysol*, ein Mittel zur Desinfektion, das auch Toni in Afrika benutzt hatte.

Nun war der Schrei, der Antonia schon zuvor stutzig hatte werden lassen, erneut zu hören. Dieses Mal kam er eindeutig aus der oberen Etage.

»Bei Frieda haben die Wehen eingesetzt«, sagte Ricarda zur Erklärung. Sie klang dabei sehr sachlich.

»Henny sagt, Frieda erwarte Zwillinge. Soll sie hier im Schloss niederkommen? Gibt es dafür einen Grund?«

Ricarda nahm die Hand ihrer Tochter und lächelte Henny zu: »Ich entführe Toni mal für eine Weile.«

Ricarda Thomasius sah in den Gesichtszügen ihrer Tochter eine neue Ernsthaftigkeit, etwas Nachdenkliches, sehr Erwachsenen. Es schien jedoch für den Preis großer Schmerzen erkaufte worden zu sein. Am liebsten hätte sie sich mit Toni in einer ruhigen Ecke versteckt und einfach nur zugehört, was sie zu erzählen hatte. Aber da rief bereits Rosel nach ihr.

»Habt ihr euch bei Frieda mit dem Geburtstermin ge-

irrt? Oder weshalb ist sie hier?«, fragte Antonia, während sie die Treppen nach oben gingen.

Ihre Mutter hörte einen leicht kritischen Unterton heraus. Der war berechtigt, denn eine Zwillingsgeburt war in einem Krankenhaus besser zu betreuen als bei einer Heimgeburt. Auch wenn die verantwortlichen Ärztinnen sehr erfahren waren, so konnte man es durchaus für Selbstüberschätzung halten. Den wahren Grund würde Toni sehr schnell herausfinden.

Darum antwortete sie: »Frieda konnte den Zeitpunkt der Empfängnis tatsächlich nicht benennen. Sie führte damals ein sehr bewegtes Leben.«

Antonia blickte ihre Mutter skeptisch an. »Henny hat nichts davon gesagt, dass Frieda ebenfalls geheiratet hätte. Mutter, was geht hier vor sich?«

Ricarda sah ihrer Tochter an, dass sie über genügend Kombinationsgabe verfügte, um sich die Antwort selbst zu geben. »Genau das, was du vermutest, Toni. Friedas Kinder werden unehelich geboren. Das soll niemand erfahren. Was nicht einfach zu bewerkstelligen ist. Es brauchte dafür eine gehörige Menge Einfallsreichtum.«

»Niemand soll erfahren, dass Tante Rosel und Onkel Friedemann womöglich ein Stammhalter geboren wird? Die beiden sollten sich freuen!«

»In einer besseren Welt wäre es so, Toni.«

Ricardas Schwester hatte ursprünglich sogar verlangt, dass Frieda die Kinder nach der Geburt weggibt. Diese Information unterschlug Ricarda wohlweislich, um die sich anbahnende Konfrontation nicht vorzeitig hochzuschaukeln. Insgeheim hoffte Ricarda sowieso, dass sich Rosels Haltung ändern würde, wenn die Kinder erst mal da wären. Wenn sie sie im Arm hielt ... Aber natürlich war das zu spät. Bereits jetzt hätte Frieda ihre Mutter gebraucht.